

derselben Leute dem Nationalsozialismus gegenüber bedenkt, keineswegs folgerichtig zu sein. Denn mit Recht schreibt eine angesehene deutsche Wochenzeitung: „Die Unmenschlichkeit gehört zum derzeitigen System (der DDR); sie bildet seinen Wesenskern.“¹⁶ Genau das aber ist auch die Meinung von Dibelius. Was aber dem Nationalsozialismus Hitlers gegenüber recht war, kann anderen totalitären Mächten gegenüber nicht unrecht sein.

Bericht einer Reise nach Israel

Erich Rommerskirch SJ

Schon in dem Riesenvogel der israelitischen Fluglinie „El Al“, der in neuntausend Meter Höhe mit majestätischer Sicherheit über die Alpen und das Mittelmeer dahinbraust, kommt es mir nach aller theoretischen Vorbereitung nun auch sinnhaft zum Bewußtsein, daß dies auch eine Reise ins Alte Testament ist. Der schöne Gruß „Schalom“ – „Friede“ – wird uns entboten, die Ankündigungen geschehen zuerst in hebräischer, dann in englischer Sprache, die Inschriften sind hebräisch und die Speisen und Getränke „koscher“. Zwischen Fleischspeisen und Milchspeisen, wie Käse z. B., müssen immer mindestens sechs Stunden liegen. Es wäre eine Unhöflichkeit, zum Kaffee, der nach dem Diner gereicht wird, Milch zu verlangen. Das unreine Schwein ist im ganzen Land verboten. Auch die katholischen Schwestern mit ihrem Hospiz und rein christlichem Waisenhaus in Jerusalem mußten diese nahrhaften Tiere abschaffen. Schön ist es, im Land den Sabbat zu erleben. Er beginnt, wenn am Freitagabend „der dritte Stern“ aufleuchtet. Die Autobusse und die praktischen und billigen Tscheruth-Taxis verkehren nicht, Läden und Kinos sind geschlossen. Wie bei uns die Sonntagsruhe, aber strenger. Am eindrucksvollsten ist das Wiedererstehen der hebräischen Sprache. Man ist verblüfft, den Schuhputzer und den Kellner, die Straßenarbeiter und die Kinder hebräisch sprechen zu hören, und man bedauert, daß einem aus der längst vergangenen Studienzeit nicht mehr von dieser Sprache im Gedächtnis geblieben ist.

Die Eindrücke, die man bei den Fahrten durch das Land mit dem Autobus oder

¹⁶ Die Zeit, Nr. 1, 19. Jahrg., 1964.

Taxis bekommt, sind vielfältig, verwirrend, manchmal widersprüchlich. Der äußere Gesamteindruck ist weit mehr orientalisches, als ich erwartet hatte. Welch ein Leben in der größten Stadt des Landes, Tel Aviv, mit seinen mehr als einer halben Million Einwohnern! Prachtvolle Alleen, Museum, Theater, Konzerthaus, elegante Geschäftshäuser und dann wieder von ärmlich gekleideten, rasch dahineilenden Menschen überquellende, trostlos graue Straßen und verstaubte Omnibusse. Völlig orientalisches und nun vom Judentum östlich europäischer Länder geprägt wirkt Jaffo, das alte Jaffa der Bibel. Bis auf etwa zweitausend verelendete Araber war Jaffo leer, als es im israelisch-arabischen Krieg 1948 kapitulierte. Es gibt heute in Jaffo praktisch nur einen einzigen Hausbesitzer, die Verwaltungsbehörde des verlassenen arabischen Eigentums. Bewohnt wird es von Neueinwanderern aus Jugoslawien, Ungarn, Rumänien, Marokko, deren Lebensstil sich in der neuen Heimat offenbar noch nicht viel geändert hat. Auf hoher Klippe über dem Meer steht die Franziskanerkirche aus dem Jahr 1654 auf den Fundamenten einer mittelalterlichen Zitadelle. Der Pfarrer, ein polnischer Franziskaner, sagt uns, seine Gemeinde bestände zumeist aus den katholischen Frauen und Kindern eingewanderter polnischer Juden. Doch möchte ich andererseits nicht mißverstanden werden, wenn ich sage, der Eindruck sei orientalisches, als ich erwartet hatte, vielleicht sollte ich sagen, südeuropäisches, an das südliche Italien erinnernd. Denn in gewisser Weise ist der Orient zurückgedrängt und verschwindet. Die Photos, die ich aus dem Material für den Bibelunterricht kenne, kommen mir hier wie gestellt und bewußt ausgesucht und keineswegs mehr für das Land charakteristisch vor. Zwar sehen wir gelegentlich noch einen Araber auf dem Esel reiten, und die Frau geht mit der Traglast auf dem Kopf hinter ihm, aber wie wenig bedeutet dieser Eindruck gegenüber Hunderten von Autos auf vorzüglichen Teerstraßen. Die Beduinen mit ihren Kamelen wirken genau so überholt und nicht in das Ganze passend wie bei uns die Zigeuner. Der bekannte Marienbrunnen in Nazareth ist noch da, aber es steht dort keine Frau mehr mit dem Krug auf dem Kopf; denn die Häuser haben Wasserleitung und elektrisches Licht.

Solche Veränderung ist ein Zeichen von der großen, bewundernswerten Leistung der jüdischen Einwanderer seit dem ersten Weltkrieg und des jungen Staates Israel seit 1948. In zahlreichen Vorträgen, Vorführungen und Diskussionen werden wir in den Aufbau, die Situation, aber auch in die schweren und bedrohlichen Probleme des kleinen Landes und Staates eingeführt. „Wir“ – es ist an der Zeit, daß ich sage, wer da gemeint ist. Unsere Reise war eine solche für Pädagogen aus der Bundesrepublik und veranstaltet vom „Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ und fand statt vom 30. Dezember 1963 bis zum 13. Januar 1964. Die erste ganz erstaunliche Leistung ist, wie schon erwähnt, die Einführung des Hebräischen als Sprache des Landes. Es war eine Lebensnotwendigkeit für das israelische Volk, zu seiner alten klassischen Sprache zurückzukehren. Man hätte sonst ein Dutzend und mehr Sprachen im

Land. Alles hat freilich seine zwei Seiten. Den Kindern, die bereits mit hebräischer Sprache aufwachsen, soll es schwer fallen, auf der höheren Schule die so ganz anders aufgebauten europäischen Sprachen zu lernen. Und ist nicht die hohe Leistung so vieler Juden gerade durch den Gegensatz und das Miteinander jüdischer Religion, Kultur, Lebensart mit der Überlieferung, den Anschauungen und Problemen der christlichen Wirtsvölker entstanden? Wird im eigenen Land und im geschlossenen jüdischen Lebensraum die Intelligenz und kulturelle Leistung zurückgehen? Eine Frage nur!

Es galt und gilt, diese Leistung vor allem einem kargen und an geographischen Bedingungen gegensätzlichen Land abzugewinnen. Es ist wunderbar, durch die Orangenhaine der Sharon-Ebene zu fahren, zu sehen, wie sich die vorher verkommene Ebene Jezreel – das vielumkämpfte Schlachtfeld alter Zeiten – mit Getreidefeldern bedeckt und man in den rauhen Bergen Galiläas mit unendlicher Mühe moderne Farmen errichtet. In den Bergen Judäas sind siebzig Millionen Bäumchen gepflanzt worden, und das in der Spätantike entwaldete Land wird in einigen Jahrzehnten wieder sein wie zur Zeit Jesu. Ein kleines Erlebnis zeigte uns die Höhe dieser Leistung gegenüber dem, was jenseits der Grenzen ist: Nachdem wir gerade in einem Kibbuz Landwirtschaft modernster Art bewundert hatten, sahen wir jenseits der libanesischen Grenze zwei Männer wie zur Zeit Abrahams mit einem primitiven Holzpflug pflügen. Das Land wird mit riesigem Fleiß und unter Einsatz der eigenen Gesundheit kultiviert. Im Norden Galiläas werden die Rinder in den hier angebrachten Offenställen gehalten und in Eilat am Golf von Akaba wohnen bereits achtzehntausend Menschen unter einem den größten Teil des Jahres glühenden Himmel und wachsen Kinder auf – vier Volksschulen und eine höhere Schule –, fast ohne einen grünen Halm zu sehen. In En Gadi, der Oase am Toten Meer, sahen wir einen braungebrannten jungen Mann von den Felsen heruntersteigen, sein Arbeitsgerät in den Händen und das Militärgewehr vor der Brust hängend, der uns an den jungen David erinnerte, und am See Genesareth erzählte uns ein Fischer, man fange in jeder Nacht eine Menge Fische, die dann weiter verarbeitet werden.

Der Aufbau wird sehr überlegt und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit betrieben. In Rechovoth besichtigten wir das Weizmann-Institut. Labore, Vorlesungssäle, Professoren, Assistenten. Hier wird besonders Erbforschung bei Pflanze, Tier und Mensch betrieben. Mitten in Orangenhainen liegt das Grab Professor Chaim Weizmanns, der ja der erste Staatspräsident war. Im Museum aber sieht man mit Rührung das Bild des kleinen blassen Jungen vor dem russischen Bauernhäuschen mit den biedereren Eltern und bedenkt diesen von Enthusiasmus und Forschergeist getragenen Lebensweg. In einer Orangenpackerei ist das Arbeitstempo der Arbeiterinnen am Fließband kaum anzusehen. Aschdod, Häuser im öden Dünensand, im Reisehandbuch noch kaum erwähnt, wird in raschem Tempo zu einem großen Hafen aufgebaut, und schon schiebt sich die Mole weit ins Meer hinaus. Ich per-

sönlich war von diesem Aufbau und dieser bewundernswerten Leistung am meisten beeindruckt durch Beersheba. Wem irgendwie die Bibel etwas bedeutet, der muß bei diesem Namen tief bewegt sein. Hier ist die Heimat der Patriarchen. Hier waren Abraham, Isaak und Jakob. Hier sprach der Gott des Bundes zu ihnen. Und nun ist dieses Beersheba am Rand der Wüste eine werdende Großstadt. Neue Stadtviertel, weiße, braune und pastellfarbene Häuser gruppieren sich weit herum um die alte Marktstadt der Beduinen. Im Wüsteninstitut wird geforscht und geplant, wie man den Negev fruchtbar und bewohnbar machen kann. Der größte Reichtum dieser Stadt in der Wüste aber sind die Kinder. 40 % der Einwohner sind unter vierzehn Jahren. Das IV. Gebot wird hier, so sagt man uns, vorbildlich gehalten. Eine Frau, die sich dieser Scharen von Kindern begeistert und in größter Selbstlosigkeit annimmt, lernen wir kennen in der Direktorin der Höheren Schule: Frau Dr. P. Menzel. Ihren Doktor hat sie vor Jahren in Freiburg gemacht. Tausend Schüler und Schülerinnen zählt diese Höhere Schule. Ihre Abteilungen gehen vom Gymnasium mit Abitur bis zur Haushaltschule. Kein junger Mensch soll von der Schule gehen müssen und dann womöglich das Gefühl mitnehmen, weil er aus Marokko oder Ägypten komme, sei er eben doch kein voller Israeli, sondern die mütterliche Frau Direktor weist den Jungen oder das Mädchen in die Abteilung und Klasse ein, die seiner Begabung am besten entspricht. Jeder aus unserer Pädagogengruppe hätte diese Kinder und Jugendlichen gern als Schüler gehabt, freundlich, bescheiden, die Mädchen in einfacher Kleidung ohne jede Aufmachung und alle offensichtlich recht fleißig.

Wir sahen die mächtigen Rohre für den Bau der Wasserleitung vom See Genezareth oder Hulasee nach dem Negev liegen. Es braucht nur Wasser, um die Wüste, ein Drittel des Landes, zu fruchtbarem Land zu machen. Vielleicht könnten dann eine Million Menschen hier wohnen. Man kennt die Reaktion der arabischen Staaten auf diesen Plan. Man sagte uns, daß die arabischen Länder keinerlei Schaden haben würden. Aber sie fürchten, daß sich dann die Zahl der Israelis verdoppelt. Nach einer Reise von vierzehn Tagen und ohne genaueste Kenntnis aller Belange kann man nicht wagen, ein Urteil abzugeben darüber, was zwischen dem jungen Staat und seinen arabischen Nachbarn steht. Man sieht etwas bedrückt verlassene und leerstehende arabische Dörfer. Aber man sagt uns, deren Bewohner könnten, wenn sie wollten und die Regierungen der arabischen Länder dies zuließen, zurückkommen und ihr Grundbesitz stände ihnen weiter zu. Wir sahen auch friedliche arabische Dörfer im Land, schauten zu Kana in Galiläa in eine Koranschule hinein, wo kleine Mohammedaner auf uralten Schulbänken etwas verschlafen uns anlächelten; wir waren in Nazareth, halb christlich, halb islamisch, unter eigener Stadtverwaltung. Der Leiter des Jugendhauses in Haifa sagte uns, er wisse überhaupt nicht, wer von den Jugendlichen, die am Abend die Heimräume bevölkern, Jude oder Mohammedaner sei. Mehr als einmal wurde uns gesagt, daß Israel zu aller Verhandlung bereit sei, daß die arabische Welt dieses

kleine Land wahrlich nicht als Alleinbesitz brauche, um existieren zu können, ja daß man von Herzen eine Einigung der arabischen Staaten begrüßen würde, da dann arabischer Nationalismus den Staat Israel nicht mehr als Propagandamittel nötig haben würde. Daß sich jener arabische Nationalismus immer noch für einen Hitler begeistert, macht ihn wahrlich nicht sympathisch.

Die bedrohte Lage des Landes und Staates macht hohe Verteidigungsbereitschaft notwendig. Man sieht jedoch nicht viel Militär oder militärische Anlagen, aber man spürt eine große Entschlossenheit, aus dem Land der Väter nicht mehr zu weichen. In das System kluger Verteidigung gehören die Gemeinschaftsdörfer, die Kibbuzim. Man hat so viel von ihnen gehört und gelesen, daß man dem Besuch eines solchen Kibbuz im Norden Galiläas mit Spannung entgegenseht. Kfar Geladi ist schon im Jahre 1925 gegründet, und zwar von jungen Intellektuellen der deutschen und österreichischen Jugendbewegung und aus den Gedankengängen der Jugendbewegung heraus. „Wir sagten uns, der Mensch muß wieder mit der Erde in Berührung kommen. Handarbeit ist wichtiger als geistige. Gemeinschaft ist entscheidend.“ Der Herr, der uns führt und auch offen unsere Fragen beantwortet, sieht wahrhaftig aus wie ein Wandervogel jener Jahre. In äußerster Armut hat man damals begonnen. Auch heute sieht alles eher arm als wohlhabend aus, bis auf das sehr schöne Gästehaus, in dem wir wohnen. Siebenhundert Menschen wohnen jetzt hier im Dorf. Davon dreihundert Jugendliche und Kinder. Nach wenigen Wochen werden die Neugeborenen ins Säuglingsheim gegeben, dann wachsen sie in den verschiedenen Kinderheimen und Schulen des Kibbuz auf. Wenn die Eltern am Nachmittag von der Arbeit kommen, holen sie sich ihre Kinder in die bescheidenen Familienhäuschen, trinken zusammen Tee, spielen mit den Kindern und bringen sie am Abend in die Kinderhäuser zurück. „Wir hier sind Freidenker“, sagt uns der führende Herr auf unsere Frage. „Die Bibel?“ „Ja, die lesen wir als unser großes Volksbuch und entnehmen ihr die ethischen Werte und Vorstellungen.“ Manche Fragen kommen einem, doch der Takt verbietet, sie zu stellen. Freie Liebe scheint akzeptiert zu werden. Die Gütergemeinschaft ist insofern freiwillig, als jeder gehen kann, wenn er will. Älteren Menschen wird dies freilich nicht möglich sein. Wir sehen den nüchternen, um nicht zu sagen trostlosen, gemeinsamen Speisesaal, eine Kantine. Wird die nächste Generation, wenn der Idealismus der ersten Siedler nicht mehr da ist, das noch wollen, ein Leben in einsamer Gegend, auf kargem Land, in harter Arbeit und fortwährendem Gemeinschaftsleben ohne religiöse Ideale? Sicher aber waren und sind noch die Kibbuzim für die Pionierzeit des jungen Staates eine Lebensnotwendigkeit, und sie könnten für manches Entwicklungsland beispielhaft sein. Die Art dieser Gemeinschaftssiedlungen ist verschieden, je nach der Herkunft der Siedler und nach ihrer weltanschaulichen Einstellung, die von jener der Freidenker, wie in unserem Kibbuz, bis zu orthodoxer jüdischer Gläubigkeit geht.

Orthodox? Das religiöse Problem Israels ist naturgemäß groß. Gefühlsmäßig

war für den Besucher der Eindruck jüdischer Religiosität am stärksten in Meah Shearim, einem Stadtviertel Jerusalems. Hier lebt das Getto in freiwilliger Isolation fort. Große Armut in verwinkelten Gassen, schwarze Hüte und Mäntel, Schläfenlocken und Bärte. In der Synagoge der Jemeniten sitzen drei Patriarchen mit mächtigen Turbanen auf dem Kopf am Boden und singen mit nasaler Stimme aus riesigen alten Bibeln. Nur hinter dem Gitter ahnt man Frauen. Es war Freitag Abend und kurz vor Sabbatbeginn. Die Kinder tragen ihre Feiertagskleider. Die kleinen Läden werden geschlossen. Talmudschüler kommen aus den Badehäusern, wo sie das vorgeschriebene rituelle Bad genommen haben. Jungen mit schwarzen Hüten und Mänteln, aus denen blütenweiße Hemden und Strümpfe heraus schauen. Weiß ist die Sabbatfarbe. Die Gesichter sind durchaus nicht unsympathisch, bleich und vergeistigt. Von 8 bis 16 Uhr Tag für Tag lernen sie das Gesetz Gottes – die Thora und den Talmud. 613 Gebote hat der Gerechte zu beobachten. Uns gegenüber freilich sind hier die Gesichter abweisend. Ein Junge hält den Hut vor sein Gesicht. Und dennoch spürt man auch als Außenstehender etwas vom „Schabbath-Schalom“, vom Sabbatfrieden. Aus manchen Häusern hört man psalmenartigen Gesang. Diese Menschen verzichten auf vieles Irdische und leben in ihrem Getto nur für den einen Gott und sein Gesetz. Der Regierung bereiten sie einiges Kopfzerbrechen, lehnen sie doch sogar den Staat Israel als unbiblich ab.

Diese Schar der Gettojuden in Jerusalem ist klein und dürfte immer kleiner werden. Aber die jüdische Religion als solche ist Staatsreligion wie etwa in Spanien die katholische Religion. Der Sabbat und die jüdischen Feiertage sind auch staatliche Feiertage, die Speisegesetze wenigstens teilweise offiziell gültig. Das Rabbinat hat einen großen Einfluß. Ihm untersteht unter anderem die Gerichtsbarkeit in familiären Dingen wie Ehescheidungen. Die Mischehesetze der katholischen Kirche sind weich gegen die in Israel. Eine Ehe zwischen einem jüdischen und einem nichtjüdischen Partner ist überhaupt nicht möglich, höchstens durch eine Umgehung des Gesetzes, indem sich ein Paar im Ausland trauen läßt. Die Zeitungen berichteten während unseres Aufenthaltes von einem großen Streit wegen der Einrichtung von koscherer oder nichtkoscherer Küche auf dem neuen Touristendampfer „Schalom“. Nach einer Schätzung, die man uns nannte, die aber vage genug sein mag, gibt es von den zwei Millionen Juden – eine halbe Million Einwohner sind Mohammedaner und Christen – 25 % orthodoxe, 25 %, die man auch noch in einem weiteren Sinne orthodox oder bibelgläubig nennen könne, 30 % liberale, 10 % areligiöse und endlich 10 % antireligiöse Juden. Dr. Jona Malachi vom Religionsministerium in Jerusalem sagte uns, sein Ministerium rechne mit einem „Kulturkampf“, der kommen könne, wenn der äußere politische Druck und die wirtschaftliche Enge der Aufbauzeit überwunden sein werde. In Jerusalem wohnten wir einem Gottesdienst in einer Reformsynagoge unter der Leitung des Rabbiners Ben Chorin bei, wohl ein Gottesdienst in der Art amerikanischer Synagogen. Es gibt aber nur drei solche Reformsynagogen im Lande. Die Gesänge

ähnelten unserem Kirchengesang um die Jahrhundertwende und hätten wohl nicht den Beifall gestrenger Liturgiefreunde gefunden. Während dieses Gottesdienstes kam die traditionelle Wendung in der Richtung des Tempelplatzes. „Warum denn das? Hier sind wir doch nun in Jerusalem“, fragte mich meine Nachbarin. „Aber nicht auf dem Tempelplatz!“ Welch seltsames Zeichen – ist es ein Zeichen? Das Volk ist in seinem heiligen Land und in seiner heiligen Stadt, aber den Tempel hat es nicht erreicht.

Als strenge, riesige Blöcke erheben sich die Gebäude der neuen Universität in Jerusalem. In der kleinen Synagoge einer Klinik leuchten die wundervollen zwölf Fenster von Chagall. Drei Orte in Jerusalem aber graben sich in dieser Situation des Januars 1964 dem Gedächtnis unauslöschlich ein: An der Endstation einer Buslinie liegt Ramat Rachel – Rachels Grab. Über alte Schützengräben und Stacheldrähte und jordanische Militärposten hinweg sehen wir Bethlehem. Der freundliche Wirt läßt uns durch das Fernrohr schauen und erklärt: „Die Geburtskirche, das Hirtenfeld, die alte Pilgerstraße.“ Da liegt das alles zum Greifen nahe vor uns unter dem klaren Abendhimmel dieses 6. Januar. Heute morgen war dort drüben Paul VI.! Und für uns ist es unmöglich hinüber zu kommen. Dann klingen plötzlich alle Glocken von den Kirchen Bethlehems. Welch eine Stunde der Epiphanie! Der zweite Ort ist jener Aussichtspunkt an der Mauer, die Jerusalem teilt, von dem aus man das alte, das jordanische Jerusalem, die eigentliche heilige Stadt, wenigstens zum großen Teil überblickt. Undurchdringlicher ist diese Mauer als die in Berlin. Unmöglich, von Israel aus hinüber zu kommen. Nur der umgekehrte Übergang von Jordanien nach Israel ist möglich. Ganz still aber wird der Besucher in der religiösen – es gibt auch eine offizielle staatliche – Gedenkstätte für die ermordeten sechs Millionen Juden. Sie liegt in der Nähe von Davids Grab und des Abendmahlsaales. In mehreren Gewölben sind hier Marmortafeln angebracht. Für jede erloschene jüdische Gemeinde eine Tafel. Doch sind noch längst nicht alle gemeldet und aufgezählt. Hier verschlägt es einem den Atem. Im Namen des deutschen Volkes – unseres Volkes – und durch Deutsche ist das geschehen. Man kann nur still für sich das Miserere beten und Kerzen anzünden, wie am Abend zuvor Kardinal Tisserant im Namen des Papstes Kerzen angezündet hat – für sechs Millionen getöteter Männer, Frauen und Kinder.

Hier muß man sich auch Gedanken machen und vor diesem Hintergrund über die Möglichkeiten eines christlich-jüdischen Gespräches. Wie sollte der christliche Besucher, für den eine solche Reise von selbst doch auch zur Pilgerfahrt wird, nicht darüber nachdenken? Er hat an dem so tiefblauen See Genesareth gestanden. In den Trümmern der Synagoge von Kapharnaum. Er hat von der Gedenkstätte an die „Acht Seligkeiten“ weit in dieses schöne Galiläa geschaut. Er vermochte zwar kaum in der Grotte der Verkündigung in Nazareth zu beten, weil nebenan die Preßluftschlämmer im Neubau der anscheinend mehr großen als schönen Basilika ratterten, aber er ging tief bewegt durch die Gassen und über die Treppen dieser

Bergstadt, die die irdische Heimat unseres Heilands war. Ein christlich-jüdisches Gespräch? Vielleicht ist zunächst ein langes und demütiges Schweigen von unserer Seite als Christen vonnöten. Man ist in Israel höchst allergisch, wenn irgendwo der Anschein christlicher Mission gegeben scheint. Es sei aber hier betont, daß ich verschiedentlich die guten schlesischen Schwestern befragt habe, ob sie durch irgendwelche Zurücksetzungen oder Ähnliches zu leiden hätten. Man verneinte das ganz und gar und war durchaus zufrieden. Auch die von Franziskanern seit Jahrhunderten verwalteten Kirchen und Klöster an den verschiedenen heiligen Stätten machten einen sauberen und gepflegten Eindruck, wenn auch nicht immer einen künstlerisch geschmackvollen. Aber ein Gespräch zwischen Juden und Christen? Ich habe seinerzeit keinen wirklich religiösen Katholiken oder evangelischen Christen getroffen, der auch nur etwas von dem Vorgehen der Nationalsozialisten gegen die Juden gebilligt hätte. Der Typ dieser Antisemiten war wirklich ein ganz anderer. Aber katholische Historiker selbst, wie der verstorbene Jesuitenpater Peter Browe, haben dargestellt, was es an fälschlich theologisch begründetem Antisemitismus etwa in der Kreuzzugszeit gegeben hat. Papst Johannes hat das „Peregrinatio Iudaei“ in der Karfreitagliturgie gestrichen. Manches bleibt noch zu durchdenken und zu ändern. Wir waren als Pädagogen auf dieser Reise. Niemals darf bei Kindern oder einfachen Leuten etwa der Erfolg der Leidensgeschichte des Herrn sein der Gedanke: „Die Juden haben den Heiland getötet.“ Das ist nicht wahr. Pilatus war ein Römer, die Henker wahrscheinlich Syrer. Wie schnell ist im Orient ein schreiender Volkshaufe „Kreuzige ihn“ zusammen. Wenn es im Johannes-evangelium öfters heißt „Die Juden“, so ist zu untersuchen, was das da bedeutet. „Aber aus Furcht vor den Juden sprach niemand offen von ihm“, steht bei Johannes 7, 13. Diejenigen aber, die im Geheimen von ihm reden und an ihn glauben, sind ja auch Juden! Man darf auch nicht auslassen, wie in der Apostelgeschichte die Urgemeinde als typisch jüdische geschildert wird und daß sich nach der Auferstehung des Herrn, wie es dort heißt, viele Priester bekehrten. Ich – meine Sünden – haben den Herrn ans Kreuz geschlagen! Jede andere Reaktion würde alle Katechese wertlos machen. Ein Verwischen der tatsächlich gegebenen religiösen Unterschiede zwischen Christen und Juden freilich würde niemandem helfen, und eine Art „Philosemitismus“ wird von den Juden selbst als unangebracht und unangenehm abgelehnt.

Man freut sich in Israel darüber und ist glücklich, daß nun alle Welt gezwungen wird, sich ein besseres und wahreres Bild vom jüdischen Menschen zu machen. Jahrhundertlang Gesetzgebung und hernach gesellschaftliche Vorurteile zwangen die Juden weithin, den Berufen körperlicher Arbeit fernzubleiben. In Israel aber sind nun die Bauern und die Straßenarbeiter, die Plantagenarbeiter und die Matrosen genau so Juden wie die Kaufleute und Händler des Landes. Vielleicht will Gott in seinem Plan, daß diese Menschen, nach so langer Wanderschaft in das Land ihrer Väter zurückgekehrt, erfahren, wie Gott sich ihnen kund tut im Regen und

in der Fruchtbarkeit und in der Fröhlichkeit, die er ihnen ins Herz gibt, wie es einst Paulus den Bewohnern von Lystra sagte. In einem Vortrag in Marburg legte Professor Hans Joachim Schoeps ein ergreifendes Bekenntnis zu seinem jüdischen Glauben ab. Als letztes Gemeinsames und Einendes stellte er die eschatologische Haltung und Erwartung von Juden und Christen heraus. Beide erwarten wir und schauen aus nach der kommenden Vollendung, nach dem neuen Himmel und der neuen Erde. Und wie entscheidend ist es in diesem Augenblick der Weltgeschichte, daß es Menschen gibt, die diesem Kommenden leben!

In solcher Situation erlebten wir – ein glücklicher Zufall – bei unserer Reise die Pilgerfahrt Pauls VI. Mit Erstaunen hörten wir am ersten Abend unseres Aufenthaltes von unserem jüdischen Reiseführer, man betrachte diesen Besuch des Papstes als das größte politische (!) Ereignis seit Bestehen des Staates. Politisch! Der arme Papst! Er wollte ja nur eine schlichte Pilgerfahrt tun und als einfacher Pilger kommen. Aber es war unmöglich, an der Politik vorbeizukommen. Über diesen Papstbesuch ist genug in Wort und Bild berichtet worden. Es sei hier einmal angemerkt, daß es auch an kritischen Stimmen nicht fehlte und fehlen konnte, etwa über seine Rede beim Verlassen Israels am Mandelbaumtor, in der er Papst Pius XII. erwähnte und auf das bekannte Schauspiel des Herrn Hochhuth anspielte. Gern hätten wir den Papst in der Abteikirche der Dormitio mitbegrüßt. Doch die israelische Polizei hatte schon längst alles in sehr strenge Hände genommen und ließ ihre Listen nicht mehr ändern. So stellten wir uns am Abend des 5. Januar am Eingang von Jerusalem auf, wo die Straße von Tel Aviv heraufkommt. Eine Stelle so schauerhaft häßlich wie nur irgendein Stadtrand einer Großstadt. Da wir die Verspätung des Papstes nicht erfahren hatten, standen wir drei geschlagene Stunden in einem eiskalten Wind. Doch langweilig wurde es nicht. Dafür sorgten die Scharen von Kindern Jerusalems, mit denen wir uns mit hebräischen und englischen Sprachbrocken lustig verständigten, und die immer wieder einmal die geradezu preußisch stramme israelische Polizei ärgerten. Bei der Einfahrt der Wagenkolonne fiel auch prompt das Absperreseil zu Boden und die Kinder Jerusalems nahmen Anlauf, Seine Heiligkeit umzurennen. Der kommandierende Offizier rief in höchster Erregung seine Kommandos und die kräftigen Polizisten boxten die kleinen Davids und Mosches recht unsanft zurück. Ja – und dann war es schon ergreifend, besonders wenn man das Zeremoniell der Peterskirche im Gedächtnis hatte, wie da der Papst diesen Herren des Stadtrates, von denen wohl keiner Christ war, freundlich, ja heiter die Hand schüttelte, wie er sozusagen von Mann zu Mann mit ihnen sprach. Als dann Paul VI. den Versuch machte, zu uns armen Straßensrandzuschauern und den fröhlich schreienden Kindern herüberzukommen, war es aus. Polizisten und Kriminalbeamte bildeten sofort einen dichten Wall vor ihm. So schwer wird es auch einem Papst gemacht, auf die Ebene der Brüderlichkeit herabzusteigen – aber das Bild des Nachfolgers Petri, der dem Rat der Stadt Jerusalem die Hand reicht, bleibt unvergeßliche Mahnung und Weisung.

Am Abend des 6. Januar gab das Komitee, das für den Papstbesuch gebildet worden war und offiziell die Regierung vertrat, einen Empfang für die noch in Jerusalem anwesenden ausländischen Journalisten und verschiedene Gruppen von Pilgern und Touristen, darunter eine Pilgergruppe aus Manila unter Führung von Kardinal Santos und unsere deutsche Pädagogengruppe. In allen Sprachen – auch in der deutschen – wurden die Gäste und Besucher freundlich und zuvorkommend begrüßt. Dann wurde jedem die Münze überreicht, die für den Papstbesuch als Gedenken geprägt worden war. Der Hl. Vater hatte sie in Gold erhalten, seine Begleiter in Silber und wir bekamen sie in Bronze, gearbeitet aus dem Kupfer, das aus den wieder erschlossenen Kupferminen Salomos gewonnen wird. In sehr schöner Prägung zeigt die Münze auf der einen Seite das Land Israel mit den lateinischen Worten TERRA SANCTA. Auf der anderen Seite aber steht in hebräischer, englischer und französischer Sprache: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Leviticus 19. 18.

Ein schöneres Andenken konnten wir kaum mitnehmen und besser kann nicht gesagt werden, was auch dieser kleine Reisebericht sagen will:

Heiliges Land – Terra sancta – für Juden und Christen, dies aber vor allem als ständige Verheißung, als Sinnbild der kommenden Vollendung, der wir nur in Demut, im Bekenntnis unserer Schuld, in großer Schlichtheit und in noch größerer Hoffnung entgegengehen können. Und: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, jenes große Gebot, das unser Herr im Gespräch mit dem jüdischen Schriftgelehrten – „du hast recht geantwortet“ – aus dem Buch Levitikus zitiert und dann so wunderbar durch das Gleichnis vom barmherzigen Samaritaner erläutert. „Gehe hin und tue das!“

„Zinjanthropus“ und „Homo habilis“ von Olduvai

Tiere oder Menschen?

Paul Overhage SJ

Die Namen „Zinjanthropus“ und „Homo habilis“ ebenso wie der Name des Fundortes „Olduvai“ (Ostafrika) sind für die Paläanthropologie und vor allem für die Hominisationsforschung bedeutungsschwer geworden. Die Tatsachen gestaltlicher oder psychischer, bzw. ethnologischer Art, die diese Namen dem Kenner symbolhaft in Erinnerung bringen, begründen nämlich für zahlreiche Forscher die Überzeu-